

Kontingenz - zur Geschichte eines politiktheoretischen Modebegriffes

Trimçev, Rieke

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Trimçev, R. (2013). Kontingenz - zur Geschichte eines politiktheoretischen Modebegriffes. [Rezension des Buches *Kontingenz und Zufall: eine Ideen- und Begriffsgeschichte*, von P. Vogt]. *ZPTh - Zeitschrift für Politische Theorie*, 4(2), 285-289. <https://doi.org/10.3224/zpth.v4i2.15370>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Kontingenz – zur Geschichte eines politiktheoretischen Modebegriffes

Rieke Trimçev*

Vogt, Peter: Kontingenz und Zufall. Eine Ideen- und Begriffsgeschichte, Akademie-Verlag, Berlin 2011.

Seit den späten siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist der Begriff der Kontingenz auch in der Politischen Theorie zu einer „vielfältig gebrauchten Grundvokabel vom Dienst“ (Graevenitz/Marquard 1998: XII) avanciert.¹ So arbeiten heute zwei gängige Politikverständnisse mit dieser Semantik: Kontingenz als Synonym von Entscheidbarkeit ist auf der einen Seite Prämisse jenes Politikverständnisses, das politisches Handeln als Überführung streitbarer Möglichkeiten in einen Zustand allgemeiner Verbindlichkeit versteht (zum Beispiel Greven 2009; Holzinger 2006: 12). Kontingenz ist auf der anderen Seite auch ein Argument, wenn als ‚politisch‘ gerade der Eintritt solcher Möglichkeiten verstanden wird, die sich der Verfügung durch Entscheidungshandeln entziehen und so stets grundlos bleiben. Gemein ist beiden, wenn auch sehr unterschiedlichen Politikverständnissen, der Verweis auf etwas, das Luhmann (1976: 288) sehr treffend als „Zwei-Ebenen-Erfahrung“ beschrieb. Politik sowohl als zeitweise Reduktion des Umstrittenen ins Verbindliche als auch als Einbruch des grundlos Möglichen in die Wirklichkeit geht mit einer „Doppelung des Wirklichkeitsverhältnisses“ (Makropoulos 2004: 375) einher, und die Kontingenzsemantik scheint sich in ihren unterschiedlichen Erscheinungsweisen auf eine solche Doppelung zu beziehen. Als Preis seiner Allgegenwart trifft der Kontingenzbegriff den zeitgenössischen Verstand freilich mit der tauben Wucht des Schlagworts, und so scheinen begriffshistorische Studien zu seinen Bedeutungsnuancen nur allzu angebracht.

Es war John Pocock (1975), der die gedankliche Verbindung von Politik und Kontingenz im *Machivellian Moment* zuerst geschichtlich erhellte. Kari Palonen (1998) bereicherte das historische Verständnis des Kontingenzbegriffes mit dem Nachweis, dass Kon-

* Rieke Trimçev, Universität Hamburg
Kontakt: rieke.trimcev@uni-hamburg.de

1 Zu den politiktheoretischen Konjunkturen des Kontingenzbegriffes vergleiche Palonen (1998: 13, 305). Jüngst versammelt ein Band von Toens und Willems (2012) unterschiedliche Aspekte des Zusammenhangs von Politik und Kontingenz.

tingenzen im Werk und in der Wirkungsgeschichte Max Webers von einem Hintergrundmerkmal politischen Handelns zu einem seiner konstitutiven Bestimmungsmerkmale aufsteige. Nun verspricht die im Kontext des Erfurter Weber-Kollegs entstandene Habilitationsschrift von Peter Vogt, *Kontingenz und Zufall* in ihrer *Begriffs- und Ideengeschichte* (so Titel und Untertitel) auf fast 700 Seiten umfassend zu entfalten. Bewusst an ein breites interdisziplinäres Publikum adressiert, ist dieses „Kompendium zur Kontingenzthematik“ (Hans Joas in seinem Vorwort, 16) auch für Politische Theoretikerinnen und Theoretiker eine bereichernde Lektüre.

Im ersten Teil seines Buches führt Vogt in die Begriffsgeschichte von ‚Kontingenz‘ und ‚Zufall‘ ein. Der antike Begriffsgebrauch, der hier den Schwerpunkt der Analyse bildet, erklärt die Unterscheidung beider Termini im Titel des Buches. Denn die griechischen und lateinischen Vorgänger der Worte ‚Kontingenz‘ und ‚Zufall‘ waren nicht immer so synonym zu verwenden, wie es ihr heutiger Gebrauch nahelegt. ‚Zufällig‘ ist im Sinne der drei Aristotelischen Begriffe *syμβekon*, *tyche* und *automaton* dasjenige Nicht-Notwendige und Nicht-Unmögliche, das Teil der Wirklichkeit ist. Dabei lässt sich als Zufall einerseits das Zusammentreffen von zwei intentionalen Handlungen bezeichnen, deren Ergebnis nicht intendiert war, prinzipiell aber Ergebnis einer intentionalen Handlung hätte sein können. Auf der anderen Seite ist zufällig auch das Zusammentreffen einer intentionalen Handlung mit einem handlungsunabhängigen Geschehen, dessen Ergebnis weder intendiert, noch prinzipiell als Ergebnis einer intentionalen Handlung vorgestellt werden kann. ‚Kontingenz‘ auf der anderen Seite ist die spätantike Latinisierung des Aristotelischen Möglichkeitsbegriffes *endechomenon*, eine logische Kategorie, mit der Aristoteles all dasjenige bezeichnet, was weder notwendig noch unmöglich ist, aber eben auch nicht schon Teil der Wirklichkeit. Vogt zeigt überaus anschaulich, wie im Laufe der spätantiken Übersetzung und besonders der spätscholastischen Kommentierung diese Differenzierungen innerhalb des Nicht-Notwendigen sukzessive eingeebnet werden, bis dann in der Folge insbesondere von Leibniz und Kant der Begriff der Möglichkeit zum Antonym und der Begriff des Zufalls zum Synonym von Kontingenz wird. Vogt verbindet diese begriffsgeschichtliche Studie mit einem Plädoyer für die analytische Differenzierung von Kontingenz und Zufall, die dem Kontingenzbegriff „die Dimension eines noch nicht Wirklichen, aber eben doch Möglichen“ als *differentia specifica* erhalte (65). Es ist bedauerlich, dass der Autor die Intuition hinter diesem Plädoyer im Laufe des Buches nicht entwickelt. Vielmehr scheint, als habe die Arbeit an den Folgekapiteln ergeben, dass die rekonstruierten Unterscheidungen nach ihrer begriffsgeschichtlichen Nivellierung auch heuristisch wertlos würden (zum Beispiel 185). Bedauerlich ist das besonders, als jene Differenzierungen an Leitmotive des politischen Kontingenzdenkens anschlussfähig sein könnten. So hätte beispielsweise die Beobachtung, derzufolge der Kontingenzbegriff seiner „möglichkeitstheoretischen Einbettung beraubt“ (21) werde, einen interessanten Dialog mit Palonens Interpretation des ‚Weberschen Momentes‘ erlaubt.² Denn Palonen (1998) zufolge gelingt ja Weber mit Konzepten wie ‚Chance‘ oder ‚objektiver Möglichkeit‘ gerade, ein Möglichkeitsdenken *innerhalb* einer Wirklichkeitswissenschaft auszuprägen.

In einer weiteren Etappe seiner Begriffsgeschichte erschließt Vogt die historischen Vorstellungen des Kontingenten und Zufälligen anhand dreier als solcher thematisierter Gegenstände, nämlich „Welt, Natur und Geschichte“ (184 ff.). Die schöpfungstheologische Aneignung des Kontingenzbegriffes durch die mittelalterliche Scholastik und die

2 Die Arbeiten von Kari Palonen werden erstaunlicherweise von Peter Vogt vollkommen ignoriert.

Rede von einer *contingentia mundi* führen aus begriffshistorischer Sicht zu zwei Veränderungen: Einerseits bezieht sich der Begriff nicht länger auf partikuläre Phänomene der Wirklichkeit, sondern auf die Totalität der Welt. Andererseits ist die Nicht-Notwendigkeit der *contingentia mundi* weder eine Kategorie der Logik noch eine Situationsanalyse, sondern wird ganz und gar zu einer ontologischen Kategorie. Eine Fortführung dieser Totalisierung und Ontologisierung des Kontingenzbegriffes sieht Vogt in der Annahme einer Kontingenz der Natur, die zum Beispiel Darwins Evolutionstheorie zu Grunde liege. Ausgehend von dieser Ähnlichkeit von Schöpfungstheologie und Evolutionstheorie argumentiert Vogt, die Beobachterrolle des Begriffsgeschichtlers zeitweise verlassend, dann für ihre Vereinbarkeit. Diejenige Sphäre, der Vogt für die Formulierung von Vorstellungen der Nicht-Notwendigkeit schließlich die größte Bedeutung zuspricht (190), ist die Geschichte. An ihrem Gegenstand gewinnt der Autor die Leitdifferenz, anhand derer er in den dann folgenden ideengeschichtlichen und systematischen Teilen des Buches die unterschiedlichen Verständnisse der nun weitestgehend synonym verwandten Begriffe von ‚Kontingenz‘ und ‚Zufall‘ unterscheiden wird: Es ist die Leitdifferenz von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit. An die Stelle der Unterscheidung von möglichem und wirklichem Nicht-Notwendigen scheint begriffshistorisch die Unterscheidung von verfügbarem und unverfügbarem Nicht-Notwendigen zu treten.

Diese Perspektive führt Vogt im zweiten, ideengeschichtlichen Teil seines Buches fort. Die Stärke dieses Abschnitts liegt in der Ergänzung der chronologischen Blickrichtung, die im ersten Teil vorherrschend war, durch einen gegenchronologischen Blick, der seine Prägung durch zeitgenössische Sinnhorizonte transparent macht. So liest sich der Autor in diesem zweiten großen Abschnitt bewusst durch die Brille von Koselleck, Pocock oder Skinner zurück bis in die Frühe Neuzeit. In der Auseinandersetzung mit Koselleck gewinnt Vogt die Hypothese, dass der Historismus eine Vorstellung von Kontingenz als Unverfügbarkeit von Geschichte ausprägte, während sich in der Philosophie und Historiographie der Romantik eine Vorstellung von Kontingenz als Verfügbarkeit von Geschichte finde. Für diese Vorstellungen sucht Vogt dann historische Vorgänger, allerdings erneut mit Schützenhilfe aus dem 20. Jahrhundert. Vorläufer historistischen Denkens werden anhand der Arbeiten von Pocock in der vergleichenden Rechtsgeschichte der Frühen Neuzeit freigelegt. Dabei stellt sich allerdings, wohl im Gegensatz zu anfänglichen Vermutungen, die Leitdifferenz von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit zur Charakterisierung des dortigen Kontingenzverständnisses als ungeeignet heraus. Vielmehr, so Vogt, drücke sich Kontingenzbewusstsein hier in einer Sensibilität für eine der Geschichte immanente Diskontinuität aus. Ob somit die sattelzeitliche Leitdifferenz von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit auf eine Bedeutungsverschiebung der Kontingenzsemantik hinweist, bleibt eine offene Frage. Tatsächlich scheinen die Ausführungen in jenem Kapitel eine solche Antwort auch nicht zuzulassen. Es wird nicht deutlich, inwiefern der Zusammenhang von Kontingenz und Diskontinuität einer ist, den Vogt *angeregt* durch Pocock aus den Quellen gewinnt, oder schlicht eine Gebrauchsweise des Kontingenzbegriffes des 20. Jahrhunderts, die in die Vergangenheit projiziert wird.

Überzeugender gelingt die doppelt chronologische Analyse im Kapitel zum Topos *virtu vince fortuna*, den Vogt als einen historischen Vorläufer des romantischen Kontingenzverständnisses von der Verfügbarkeit der Geschichte sieht. Stichwortgeber war hier das Werk von Quentin Skinner (1978). *Fortuna* als außergeschichtliche Instanz ist Quelle von Kontingenz, kann jedoch der menschlichen Virtuosität zum Anlass der Verfügung über ihre eigene Geschichte werden. Als Ergebnis seiner ideengeschichtlichen Studien

formuliert Vogt die These, dass sich die unterschiedlichen Kontingenzenverständnisse seit der Frühen Neuzeit anhand von drei Aspekten typologisieren lassen, nämlich erstens der Leitdifferenz von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit, zweitens der Thematisierung von Diskontinuität und drittens der Rückführung von Kontingenz auf eine immanente oder aber transzendente Quelle (346).

In seinen abschließenden philosophischen Schlussfolgerungen argumentiert der Autor entsprechend für eine differenzierte Form der Kontingenzbewältigungspraxis.³ Gegen Richard Rortys Plädoyer für die ironische Ersetzung vorgefundener durch eigene Vokabulare wendet Vogt ein, dass hinter einer solchen Haltung der Ironie gerade eine Sensibilität für Kontingenz als Unverfügbarkeit verloren ginge (672). Mit Odo Marquard und Hermann Lübbe möchte Vogt auch ein Kontingenzbewusstsein als Anerkennung von Unverfügbarkeit gewahrt wissen. Dafür scheint ihm aber weder Marquards skeptische Bewusstseinshaltung gegenüber dem „Schicksalszufälligen“ geeignet noch Lübbes religiöse „sinnfragenabstinente Anerkennung ‚absoluter Kontingenz‘“ (691). Als einzig überzeugende Lösung präsentiert der Autor William James' Konzeptualisierung eines spezifisch religiösen Sinnes, der dem Unverfügbaren mit „Hoffnung, Vertrauen oder auch Dankbarkeit“ begegne (692). Wie schon zu früheren Zeitpunkten verbindet Vogt Kontingenzbewusstsein also mit religiösen Argumentationsfiguren und Haltungen.

In Anbetracht der erstaunlichen Auffächerung seines Materials hätte man dem Buch eine zwar in ihrem Tenor ebenso grundsätzliche, in ihrer argumentativen Engführung aber weniger bescheidene Schlussfolgerung gewünscht. Das Buch von Peter Vogt ist eine reiche und präzise geschriebene Aufforderung, die Kontingenzsemantik stets mit Mut zur Differenziertheit zu gebrauchen. Es hat den Verdienst aufzuzeigen, dass Kontingenz als Machbarkeitserwartung und Könnensbewusstsein nicht um eine Problematisierung von Unverfügbarem verkürzt werden kann. Auch Michael Makropoulos (2004: 369) hat bemerkt, dass die Kontingenzthese ihre zeitgenössische Eingängigkeit andernfalls mit ihrer eigenen Ontologisierung erkaufen muss. In welcher Weise kann gerade das Sprechen von Politik und Kontingenz eine solche Differenziertheit wiedererlangen oder bewahren? Diese Frage lässt die vorliegende Arbeit noch offen. Denn während ihr erster Teil Kontingenz auch als Phänomen des Handelns der Vielen thematisiert, wird Kontingenzbewältigungspraxis im Laufe des Buches immer stärker eine Frage des Subjekts und nicht die eines intersubjektiven Verhältnisses. Das verwundert, gerade weil sich die Auseinandersetzung im zweiten und im dritten Teil des Buches ganz wesentlich aus den Arbeiten von politischen Ideengeschichtlern oder politischen Theoretikern inspiriert. Die spezifisch politiktheoretische Bemühung um ein historisch differenziertes und reiches Verständnis von Kontingenz hat im Anschluss an Vogt also noch einiges zu tun.

Literaturverzeichnis

- von Graevenitz, Gerhart / Marquard, Odo, 1998 (Hg.): *Kontingenz*, München.
 Greven, Michael Th., 2009: *Die politische Gesellschaft. Kontingenz und Dezision als Probleme des Regierens und der Demokratie*, Wiesbaden.
 Holzinger, Markus, 2006: *Der Raum des Politischen. Politische Theorie im Zeichen der Kontingenz*, München.

3 Mit dieser Intention knüpft Vogt auch an seine Dissertation zu Kreativitäts- und Kontingenzenvorstellungen im Faschismus und im Pragmatismus an (Vogt 2002: 13).

-
- Makropoulos, Michael, 2004: Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne. In: *European Journal of Sociology*, 45, 369–399.
- Luhmann, Niklas, 1976: Evolution und Geschichte. In: *Geschichte und Gesellschaft* 2, 284–309.
- Palonen, Kari, 1998: Das ‚Webersche Moment‘. Zur Kontingenz des Politischen, Opladen.
- Pocock, John G. A. 1975: *The Machiavellian Moment: Florentine Political thought and the Atlantic republican tradition*, Princeton.
- Skinner, Quentin, 1978: *The Foundations of Modern Political Thought*, 2 Bände, Cambridge.
- Toens, Katrin / Willems, Ulrich, 2012: *Politik und Kontingenz*, Wiesbaden.
- Vogt, Peter, 2002: *Pragmatismus und Faschismus. Kreativität und Kontingenz in der Moderne*, Weilerswist.